

Wochenkommentar

Die Zeiten der Hofberichterstattung sind vorbei

Der Staat will mehr Transparenz und verschickt zu diesem Zweck Communiqués künftig direkt an den Bürger. Das ist gut gemeint, verkennt aber gewisse Risiken. Und basiert auf einer grundlegend falschen Annahme.

Die Transparenz im Staat ist unerlässlich. Das sieht bereits die Kantonsverfassung vor: «Das staatliche Handeln beruht auf Transparenz.» Es ist richtig und wichtig, dass gewählte Volksvertreter – unabhängig der politischen Ebene – ihrem Chef Rechenschaft schuldig sind über ihre Tätigkeiten: dem Volk.

Nun will der Staatsrat die offiziellen Mitteilungen den Bürgerinnen und Bürgern noch näher bringen. Neu können Interessierte die offizielle Kommunikation des Staats abonnieren. Sämtliche oder nur von gewissen Direktoren. Topaktuell oder einmal täglich als Zusammenfassung. Der Entscheid geht auf ein Postulat zurück, das FDP-Fraktionschefin Antoinette de Weck und ihr Pendant der Mitte, Hubert Dafflon, eingereicht hatten. Im Namen aller Fraktionschefs.

Zur offiziellen Kommunikation gehören die Medienmitteilungen des Staatsrats und seiner Direktoren. Aber auch alle parlamentarischen Vorstösse aus dem Grossen Rat. Und hier liegt ein Risiko. Natürlich sollen auch Grossrätinnen und Grossräte als gewählte Vertreter über ihre Tätigkeiten informieren müssen. Mit einem direkten Kanal an die Bevölkerung indes droht die eigentlich gut gemeinte Idee der Transparenz in ein reines Wahlkampfvehikel auszu-

«Der Entscheid des Staatsrats verfolgt ein hehres Ziel, ist aber grundsätzlich unnötig.»

arten. Das höchste Gut für einen Politiker ist die Sichtbarkeit. Sie kann bei Wahlen über Erfolg und Niederlage entscheiden. Wer gesehen wird, wird bekannt. Wer bekannt ist, steigert seine Wahlchancen.

Die Abgeordneten im Grossen Rat dürften mit der direkten und ungefilterten Zustellung der gesamten Kommunikation in Versuchung geraten, (noch) mehr Vorstösse zu produzieren. Doch Vor-

stössaholics produzieren vor allem Quantität und nicht zwingend Qualität. Beispiele aus dem Grossen Rat gäbe es zur Genüge. Im Extremfall führt das zu einem Dauerwahlkampf. Amerikanische Zustände.

Der Entscheid des Staatsrats folgt zwar dem hehren Versprechen über Transparenz, ist aber grundsätzlich unnötig. Medienmitteilungen werden bereits heute integral auf der Startseite des Kantons prominent publiziert. Und auch die Vorstösse des Grossen Rats werden auf der eigens dafür aufgeschalteten Website des Parlaments veröffentlicht – die darüber hinaus in Kürze einem Facelifting unterzogen wird, um noch zugänglicher zu werden.

Der Entscheid des Staatsrats aber basiert vor allem auf einer grundlegend falschen Annahme. In ihrem Postulat argumentieren die Fraktionschefs des Grossen Rats damit, dass die Medien «die Themen, denen sie einen Artikel widmen, nach ihren Interessen und der zur Verfügung stehenden Zeit» auswählen. Die Kritik braucht man nicht zwischen den Zeilen zu lesen.

Wenn nun die Postulanten die Selektion der Medien mit Eigeninteressen und verfügbarer Zeit zu erklären versuchen, lie-

«Wir wählen Themen nach Kriterien aus. Und bestimmt nicht nach Zufallsprinzip oder Parteiinteressen.»

gen sie aber grossmehrheitlich falsch. Natürlich spielen die Faktoren «Interesse» und «Zeit» eine Rolle, aber nur eine sehr untergeordnete. Das Hauptkriterium ist ein anderes: das öffentliche Interesse. Kurz: die Relevanz.

Dabei handelt es sich natürlich nicht um eine exakte Wissenschaft. Aber die Medien wählen die Themen nach bestimmten Kriterien aus: der Aktualität, der räumlichen Nähe und dem

mutmasslichen Interesse ihrer Leserschaft. Und bestimmt nicht nach Zufallsprinzip oder Parteiinteressen. Vor allem aber insinuiert die Argumentation der Postulanten, dass Medien gefälligst über alles zu berichten haben, was Politik und Behörden debattieren, entscheiden, produzieren. Damit verkennt sie aber die Rolle der Medien.

Wir sind keine Hofberichterstat-ter, sondern tun das, was durch die direkte Kommunikation an die Bevölkerung nun zu umgehen versucht wird: Wir recherchieren, haken nach, ordnen ein, zweifeln, liefern den Kontext. Hart, aber fair.

Wenn der Staat nun direkt an die Bevölkerung gelangt, birgt das Risiken: Die Information ist ungefiltert und einseitig. Der mündige Bürger wird das einzuschätzen wissen.



Adrien Woeffray

Ratgeber Babyerziehung

Sensible Phasen sind wichtig für die Entwicklung

Frage

Ich bin schwanger. Meine Freundin hat kürzlich ein Kind bekommen und hält es zum Ausschneiden ab. Sie sagt, diese frühe Reinlichkeit eines Neugeborenen sei wichtig, denn dieses Verhalten sei eine «sensible Phase». Was bedeutet das?

Ihre Freundin hat recht. Die Neurologie hat das wunderbar eingerichtet. Eine sensible Phase ist ein ganz genau bestimmter Zeitraum in der Entwicklung. Nur in diesem Zeitraum führen äussere Stimulationen, Reize oder Impulse dazu, dass wichtige Entwicklungsschritte in relativ kurzer Zeit vernetzt und so geprägt werden können. In der Natur wird alles, was gelernt wird, in diesen Zeiträumen vernetzt. Das hat den grossen Vorteil, dass nicht einfach ein genetischer Bauplan abgespielt wird, sondern, dass die Entwicklung auf sich verändernde Bedingungen reagieren kann.

Zwei Beispiele machen das deutlich: Katzen, Hunde und Ratten

kommen sogenannten blind auf die Welt. Das heisst, mit den Augen geschlossen. Wenn wir mit einer Binde zum Zeitpunkt, an dem sie gemäss ihrem genetischen Entwicklungsplan die Augen öffnen würden, das Sehen verhindern und die Binde über die sensible Phase anbehalten, bleiben diese Säugetiere ein Leben lang blind. Das Auge ist völlig intakt. Aber dieses ist lediglich das Medium, das die Lichtreize auffängt und in einem hochkomplexen Verfahren ans Gehirn schickt. Nur in diesem Zeitraum ist das Sehzentrum im Gehirn fähig, diese Lichtimpulse in ein Bild umzuwandeln. Sehen tun wir nämlich mit dem Gehirn. Auch der Mensch würde blind bleiben, würden wir einem Neugeborenen die Augen verbinden.

Ein weiteres Beispiel: Nach dem Schlüpfen werden die Jungvögel von ihren Eltern in den offenen Schnabel gefüttert. Zum Zeitpunkt, an dem sie alt genug sind, um selber Futter aufnehmen und picken zu können, legen die Eltern zusätzlich Futter ins Nest. Sie füttern sie nach wie vor in den

offenen Schnabel, aber der Reiz des hingelegten Futters führt dazu, dass die Jungvögel nun dieses aufnehmen und picken lernen. Wenn wir einschreiten und diese Jungvögel mit einer Pinzette weiterhin in den offenen Schnabel füttern würden – also kein Futter ins Nest legen –, würden diese Vögel später kläglich verhungern. Da könnte noch so viel Futter da sein, sie wüssten nicht, dass sie das aufnehmen können. Warum ist das so? Sie verfügen über

«Jedem Entwicklungsschritt liegt neurologisch eine sensible Phase zugrunde. Und so ist das auch mit der Reinlichkeit.»

kein Bewusstsein. Sie entwickeln sich gemäss ihrem biologischen Bauplan, der eben auf entsprechende Reize, Stimulationen oder Impulse aus der Umwelt angewiesen ist. Nur diese führen zu Entwicklung.

Jedem Entwicklungsschritt liegt neurologisch eine sensible Phase zugrunde – auch beim Menschen. Und so ist das auch mit der Reinlichkeit. Jedes Neugeborene scheidet vom ersten Lebenstag an bereits das Mekonium (Kindspech) kontrolliert aus, wenn es von seinen Eltern abgehalten wird. Dieses Verhalten gehört folglich zu unserem genetischen Bauplan. Diese sensible Phase öffnet sich mit dem ersten Lebenstag, schliesst sich aber gegen Ende des dritten Lebensmonates. Im Gegensatz zu den Tieren verfügt der Mensch über ein Bewusstsein. Wenn das Baby in dieser frühen Entwicklungszeit nicht abgehalten wurde, kann es dies nachträglich noch über andere Kanäle lernen. Da aber die meisten Körperfunktionen vegetativ gesteuert sind, wäre es

sinnvoll, wenn wir unseren eigenen genetischen Entwicklungsplan besser kennen und die entsprechende Stimulation in diesen sensiblen Phasen geben würden. Wir hätten dann bedeutend weniger Entwicklungsstörungen. Beispielsweise zeigt eine breit angelegte chinesische Studie an fast 20'000 Kindern, dass die Wahrscheinlichkeit, zum Bettnässer zu werden, mit jedem zunehmenden Monat steigt, wenn ein Baby bis zum Alter von sechs Monaten nicht abgehalten wurde.



Rita Messmer

Rita Messmer ist Entwicklungspädagogin, Autorin, Craniosacral- und Baby-Therapeutin sowie Gründerin der EPM-Schule: www.epm-paedagogik.ch

Moment mal

Eine Geschichte von Licht und Schatten

Ein grosser Maler des Lichts wie Caravaggio lehrt uns, dass Licht nicht an Kerzen, Glühbirnen, Halogenlampen und Neonröhren gebunden ist. Selbst die Sonne ist zu fahl, als dass sie das Licht letztlich für sich beanspruchen könnte. Wahres Licht ist göttlich und damit – spätestens seit der Inkarnation – menschlich. Eine Sonnenblumengeste kann einen ganzen Raum erhellen, ein Nachtschattenlächeln verfinstert ihn sogleich wieder. Eisige Dunkelheit kann aus einem Gesicht entströmen und der heftigste Sonnenbrand vermag es nicht, diese sauren Visagen auch nur ein bisschen aufzuhellen. Wahres Licht spricht vom Leben und damit immer auch vom Menschen, in dem das Leben sich selbst gewahr ist.

Das Christentum ist vieles, aber keine bloss Buchreligion. Das Christentum ist eine Seinsweise der Liebe, der Freude und des Leids. Das Christentum spricht vom ewigen Gott, vom ewigen Wort und vom ewigen Licht – hier in unserer Geschichte. Und es ist eine wilde Geschichte! Dem kräftigen, ja zornigen Chiaroscuro eines Caravaggios näher als sanften Aquarellübergängen und milden Pastelltönen («mild» ist grundsätzlich ein Wort, dessen Gebrauch, meiner Meinung nach, einem jeden Christenmenschen verboten gehört!).

In die wirre Finsternis kommt das ewige Licht. Als Mensch kommt Gott zu uns Menschen. Ein Morgen bricht an, vor dem selbst die Sonne sich staunend verneigt. Doch wie jedes Menschenleben endet auch dieses in der Finsternis des Grabes. Das wahrhaft strahlende Leben wird getreten, erniedrigt und schliesslich ausgelöscht. Und aus dieser tiefsten, menschengemachten Finsternis, die nicht nur ein, sondern das Licht abgewürgt zu haben scheint, strahlt der Ostermorgen auf. Das Grab ist leer, der Stein vom Eingang weggewälzt, Christus ist auferstanden! Die Frage, ob das Licht oder die Finsternis regiert, ist ein für alle Mal entschieden. Der Mensch ist, mit all der Finsternis, die er im Herzen trägt, letztendlich zum Licht berufen. Das ist die Geschichte, die die Kirche seit 2000 Jahren mal besser, mal schlechter erzählt. Und Christinnen und Christen lesen diese Geschichte nicht wie eine Gebrauchsanleitung in der Bibel nach. Sie erleben sie im Jahreskreis, essen sie in der Eucharistie, feiern und betrauern sie gemeinsam und versuchen, sich davon entfachen zu lassen und sie jeden Tag ein kleines Stück fortzuschreiben – trotz der Finsternis in ihnen und in der Welt.



Silvan Beer

Silvan Beer ist Diplomassistent für Dogmatik an der theologischen Fakultät der Universität Freiburg.